

Der Heidenheuet [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 44

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645083>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 44 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 1. November 1924

Herbstlied.

Von Hans Peter Johner.

Der Sommer ging zu Ende —
Der Storch zog über Land —
Da schlug um seine Lende
Der Herbst das Rostgewand.

Den sturmgeprüften Recken
Grüßt' gleich der Sonnenschein
Und hinter Gartenhecken
Noch manches Blümelein.

Erst wollt' er segnend wallen,
Denn Spenden ist sein Spiel,
Aus seinem Süllhorn fallen
Der goldnen Früchte viel.

Bald stand an allen Hängen
Der Wald in Feuerglut,
Bei Sang und Becherklängen
Sloß junges Rebenblut.

Da lohten Flammenzungen
An Mauern blutigrot . . .
Ein Vöglein hat gesungen
Das Lied vom nahen Tod.

Dann wird der Sturm zersplittern
Den alten Eichenbaum . . .
Die Silberfäden zittern
Wie Saiten in dem Raum.

Und Wehmut lauscht verstohlen,
Sie kennt ihr altes Lied.
Raben krächzen, Dohlen
Zieh'n klagend übers Ried.

Verteilt des Herbstes Segen,
Zum Abschied er bereit . . .
Auf goldbestreuten Wegen
Naht leisen Schritts das Leid.

Der Heidenheuet.

Erzählung von Alfred Suggenberger.

5

Was mich in dieser Zeit am härtesten quälte, das waren die arglos vertraulichen Blicke Julianens, die zwischen ihr und mir beständig heimliche Brücken schlagen wollten. Ihr Herz suchte mich, und ich mußte mich hinter der dürrtigen Lüge verbergen, als gäbe ich mich nur um des Geheimnisses willen fremd und befangen. Manchmal, wenn ich mich verstohlen von ihr beobachtet fühlte, war es mir, als müßte sie mich plötzlich in meiner ganzen Niedertracht durchschauen, und ich schämte mich vor dem Stein am Wege. Wie manchen zähen Anlauf hab' ich genommen, alles Liebe und Schätzenswerte in ihr Wesen hineinzuzaubern! Umsonst. Sie blieb noch wie vor der bleiche Schatten ihrer heftig begehrten Gefährtin.

In der Nacht, während die andern schnarchten, saß ich aufrecht auf meinem Heupfuhl und legte mir alles schön zurecht, was nun am Morgen geschehen mußte. Denn immer mußte am nächsten Tag etwas geschehen. So konnte es nun einmal nicht weiter gehen. Ich mußte es Juliane bekennen, alles, ohne Rückhalt. Was dann geschah, wußte ich nicht, ich konnte es mir schlechterdings nicht ausdenken und quälte mich um hundert Auswege, ohne doch je einen einzigen finden zu können. Zuletzt dachte ich mir regel-

mäßig aus: vielleicht sind sie morgen zufällig gar nicht da. O, das wäre dann eine schöne Sache für mich! Bis mich am Ende doch die Müdigkeit übernahm und ich auf meinem hölzernen Brautstand als auf Dornen einschlief.

So wie dann aber der frühe Tag an den Himmel stieß, war mein erster und einziger Gedanke: Werden sie kommen? Ei ja doch! Und hoffentlich nicht als die Letzten!... Ich spähte beim Mähen, so bald die Zeit da war, immer wieder nach dem Steinenbachweg hinab. Wenn mich meine Augen zehnmal zum Narren hielten, das elfte Mal behielten sie recht, und mein Streich bekam einen andern Schwung: Kann es auch irgendwo schöner sein als auf der Welt?...

Am dritten oder vierten Nachmittag, als ich, zufällig mit den beiden Mädchen allein, zwischen ihnen hinter einem Heufuder herschritt, meinte die Juli so nebenbei, es gehe nun wirklich in diesem Heuet trockener zu als andere Jahre. Auch ich wisse nicht gar viel zu berichten. Ob denn ein heimlicher Hochzeiter so viel zu studieren habe? Ob mir das Wettmähen oder der Krach nachher so böse zugelegt?

Ich konnte meine Verblüfftheit darüber nicht verbergen, daß sie im Beisein Alwinens so zu mir redete. Da gestand

sie mir ohne Arg, ich brauche nicht zu erschrecken, Alwine wisse alles. Auf die könne man sich verlassen.

Es war mir, als wenn ich plötzlich der Sprache beraubt wäre. Ich klaubte die paar Säcklein zusammen, die jetzt hart und trocken heraus mußten: „Ich bin kein Hochzeiter! Es ist nichts mit uns! Du hast mich zu lang aufgezo-gen, viel zu lang!“ Aber als ich endlich reden konnte, kamen statt dieser Worte ganz andere heraus, die sich leichter sagen ließen: Es sei halt eben kein Schick, sich vor den Leuten immer zu verstellen und obendrein noch Hänseleien einstecken zu müssen...

O, bis zur Legi werde das nun schon noch auszuhalten sein, tröstete sie nun heiteren Tones. Inzwischen waren wieder Leute um uns, und ich sah mit einem billigen Wiß mitten im billigen Tagesgeplänkel.

Jetzt war der lustige Hans Amacher von Tal hinter uns her. Er warf uns die grünbelaubte Ranke einer Wald-rebe wie ein Fangseil geschickt über die Köpfe und zog sie im Nu zusammen, so daß ich und die beiden Mädchen als ein lebendiges Kleeblatt eng verstrickt stehen mußten. Einer wunderlichen Erregung voll schlang ich um jede meiner Mit-gefangenen einen Arm und sagte lachend:

Was ich mir stehl',
Gehst mir nicht fehl!

Im gleichen Augenblick hatte jedes der Mädchen von mir einen Fuß weg. Sie sträubten sich herzhast und zerrten und drängten, bis das schwache Seil riß. „Das heiß' ich nun allerdings nicht in Freiheit dressiert“, scherzte Amacher, und alle lachten dazu. Ich mußte mich unwillkürlich nach Peter Rölly umsehen. Er stand dicht hinter mir. Seine Augen bohrten sich mit einer steilen Frage in die meinigen hinein: „Wo soll das noch hin mit uns? Bin ich als dein Narr auf die Welt gekommen — du?...“

Von diesem Tage an wollte eine richtige, lautere Ver-gnügtheit erst recht nicht mehr aufkommen. Jakob Störi, der sich steif einbildete, der eigentliche Urheber der Verstim-mung zu sein, trug ein Verschwörergesicht zur Schau, be-sonders seitdem die willwärtliche Viese Stürler, die ihn lang zum Narren gehalten, von heut auf morgen Farbe bekannte und sich offen zu unserm Obmann Kern hielt. Er stand jetzt viel mit dem verschlagenen Lorenz Schürmer zu-sammen und mit seinem Better Ehrismann, der mir auch nicht grün war, weil mein Vater im vergangenen Winter in einem Waldprozeß gegen ihn hatte zeugen müssen. Es werde in diesem Heuet noch etwas laufen, prahlte der Störi hintenherum und tat großartig. Doch machten mir seine Drohungen, die offensichtlich auf mich zielten, keinen großen Kummer; er hatte schon mehr als einmal geprahlt, ohne daß dabei viel herausgekommen war. —

Oh wir uns recht versehen, war inzwischen der Legitag herangerückt, dem am Abend das laute Schlußfestlein die Krone aufsetzen sollte. Und da kein Aufschub mehr mög-lich, war ich jetzt richtig auf einmal mit Zaudern und Raten fertig. Ich wollte mich mit Zuli auseinandersetzen und ihr mein Wort zurückgeben. Gegen mein besseres Wißsen setzte ich mich gewaltsam ins Recht: war sie nicht selber schuld mit ihrem verdamnten Aufziehen und Hinhalten, daß es nun so mit uns stand?

Auch das andere mußte sich heut entscheiden. Wohl

oder weh. Wenn es ein Nein gab, sollte man mich, so nahm ich mir vor, für eine gute Zeit im Seidental gesehen haben.

Am diesem Morgen wurde ich zu meinem besonderen Vergnügen von mehreren meiner Kameraden ganz ernsthaft als Hochzeiter beglückwünscht. Man habe es gehört, es sei gesagt worden, bekam ich auf meine verdrukten Fragen zum Bescheid.

Und am frühen Nachmittag stellte mich Juliane in einem passenden Augenblick hastig und mit einer gewissen Befremdung zur Rede. Ob ich mich denn aufs Schweigen vergessen hätte? Alle Welt müsse plötzlich um unsere Ab-rede wissen. Auch ihrem Vater sei die Sache jetzt leider vorzeitig zugetragen worden; er sei schwer über unsere Hin-terhältigkeit erzürnt.

Ich konnte bei einigem Nachdenken natürlich nicht dar-über im Zweifel bleiben, durch wen unser Geheimnis unter die Leute gekommen war. Meine Mutter hatte mit ihrer übergroßen Freude und Genugtuung halt eben nicht allein fertig werden können. Statt aber meinen Fehler ehrlich zu bekennen, setzte ich mich nun aufs hohe Roß und tat be-leidigt. Mir habe das Versteckenspielen und hinterm Berg bleiben nie gefallen. Und wenn ich dem Frohhofer zu wenig sei, dann hätt' er mir das schon lang zu merken geben können. Der habe allweg nicht geglaubt, daß es mir immer bloß um die Schoppen zu tun gewesen.

Juliane schrak förmlich zusammen ob meiner Grobheit. „Ja — — wenn du so redest...“, brachte sie klein heraus.

„Ja, jetzt red' ich so“, bestätigte ich verbissen.

Sie wußte sich vor Staunen fast nicht zu helfen. „Dann hab' ich mit meinem schmalen Mädchenverständnis am Ende doch recht gesehen, und es ist dir nie so ganz von Herzen Ernst gewesen“, sagte sie, ohne mich anzusehen. Da ich nicht sogleich antworten konnte, fuhr sie in beweglichem Tone fort: „Daß du's weißt, ich halte nicht an bei dir, ob wir jetzt gleich den Leuten in den Mäulern sind. Aber wie ich das verstehen und auslegen soll, das weiß ich nicht.“

Sie brachte den Satz nur mühsam zu Ende. Ein scheuer Blick bestätigte mir, daß ihr die Tränen in den Augen standen.

Da kam mit eins die alte Zeit über mich. Die Zeit, da ich noch kein Roß im Stall gehabt, und da die Frohhof-Zuli noch in meinem Herzen regiert hatte, wenn auch nur mit ihrem schönen, geraden Stolz, der jetzt auf einen Augen-blick klein vor mir geworden.

„Du weißt nicht, wie das ist, wenn man immer warten und warten soll...“

Diese Worte sagte ich eindringlich bittend, ich sagte sie weiß Gott ohne Falsch. Sie kamen aus der plötzlich in mir aufgeprungenen Gewißheit heraus, daß ich jetzt ver-pflichtet und gebunden, daß der Steg hinter mir abgebrochen sei. —

Meine Umkehr tat ihr merklich wohl. Wenn nicht Un-berufene in diesem Augenblick meinem guten Willen in den Weg getreten wären, hätte ich ihr einen Vorschlag gemacht und wir wären dem lauten Abend als zwei stille Leute aus dem Weg gegangen.

Als ich wieder allein war, stellte ich bereits eine ernst-hafte Bereitschaft in mir fest, mich mit dem Unabänderlichen abzufinden. „So eine kommt dir nicht auf jeder Straße entgegen“, sagte ich laut zu mir selber. Und es ließ sich

wohl machen, daß ich die Alwine heut nicht in Röllis Armen mußte tanzen sehen....

Gegen Abend hatten der Obmann und unser etliche Steuer mit dem Steinenbachwirt wegen des heutigen Festleins noch eine letzte Rücksprache zu nehmen. Während wir nachher gemächlich wieder nach der Seidenfuhr hinauffstiegen, kam uns auf halbem Wege der Urech vom Glinzenhöfli entgegen. Er bedeutete mir durch Zeichen, daß er etwas mit mir zu reden habe, legte aber nicht gleich los, sondern wartete vorsichtig, bis sich die andern eine Strecke weit von uns entfernt hatten.

„So — Euch habe ich eben gesucht“, fing er nicht gerade verheißungsvoll an. „Ich will Euch jetzt in den Senkel stellen, wenn Ihr nicht wißt, was der Brauch ist. Glaubt Ihr, die Kinder der armen Leute seien dazu auf der Welt, daß man ihnen den Kopf vollschwächt, bis auf tausigundzwei, um sie dann, wenn sie rechten Weges verrückt geworden, irgend einem Gauch anzuhängen? Natürlich, auf dem Frohhof sind mehr Bazen zu holen, als bei einem Kurzenrieder Tagelöhnerskind. Aber so weit sind wir jetzt eineweg noch nicht, daß Ihr's wißt!“

Ob ihn meine Sachen etwas angingen, fragte ich kurz und barsch.

„Ja, sie gehen mich etwas an, selb will ich glauben“, gab er verkniffen zurück. „Und wenn Ihr mehr wissen wollt, so will ich noch sagen: Ich kann Euch, wenn's sein muß, den Strid legen, daß es so einen Matilijäger böß hinhaut. Und das tu ich, ob ihm seine Jägerei auch nicht bis aufs letzte Tüpflein gelungen, und er das Brot hat müssen ohne Schmalz essen. Ich hab' bis heute nicht einen Deut an Tag gebracht, auf mein eigen Maul bin ich gefessen, selb bin ich. Aber jetzt, wenn der Eicher (Eichhorn) auf den Baum will, dann hört das Berdecken auf! Ich will der faulen Sach' den faulen Namen geben, und wenn dann die reiche Gärnas nachher noch Lust hat —“

„Es ist jetzt genug!“ fuhr ich ihn scharf an, indem ich mit der Hand ausholte.

Er wich ein paar Schritte hinter sich zurück und schlug nun einen andern Ton an. „Für die Sorte Münz ist mein Geldsädel nicht geeicht“, meinte er gelassen. „Aber für eine andere hätt' ich allenfalls schon Platz, halt wenn Ihr Verstand annehmen und die Scheiben nicht mit dem Flegel einhauen wollt. Für alle Fäll' wüß' ich nämlich vor dem bösen End' noch ein Seitenweglein, auf dem wir zwei ganz wohl nebeneinander gehen und eine Abred' treffen könnten. Ich will mich nicht mehr lang um die Suppe herumtriechen: gebt mir ein Geldlein, das macht Euch wenig! Nachher weiß ich nichts von der Liebelei und hab nichts gesehen.“

Seine Zumutung kam mir zu gemein vor, als daß ich ihm darauf hätte Bescheid geben können; ich ging ohne weiteres meiner Wege. Das Zwänggeld werd' ich ihm dann



Der Maler Giovanni Segantini mit seiner Gemahlin. (nach einer Aufnahme von Einarhard-Chur).

mit dem Hagenschwanz auszahlen, rief ich ihm noch von weitem zu.

Er kläfte mir noch eine ganze Weile nach. Mit fünfzig Fränkeln hätte ich bei ihm landen können; aber jetzt ginge es nicht einmal mehr mit tausend. Ich möge nur warten, er wolle mir ein Mus anmachen, darinnen der Löffel stecken bleibe.

Ich suchte zwar seine Drohung auf die leichte Achsel zu nehmen; aber das schlechte Gewissen plagte mich doch ein wenig. Auf Augenblicke war es mir, als müßte ich noch einmal umkehren, um den Tropf zu beschwichtigen; doch brachte ich das nicht über mich. Lieber wollte ich der ärgerlichen Sache dadurch aus dem Weg gehen, daß ich Juliane zu bewegen suchte, einfach mit mir vom Festlein wegzubleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Zum 25. Todestag des Malers Giovanni Segantini am 28. September.

Das Bild, das wir oben veröffentlichen, zeigt den Künstler mit seiner Gattin zur Zeit seiner fruchtbarsten Schaffensperiode in Savognin im Jahre 1896.

Aus tiefster Armut zu hohem Künstlertum emporgestiegen — geboren am 15. Januar 1858 in Arco am Gardasee als Sohn eines armen Schreiners war Giovanni Segantini früh Waise geworden und hatte alle Bitternisse einer unbehüteten Jugendzeit durchgekostet — fand er im innern Erlebnis, im Schmerz, in der Liebe von Mensch zu Tier, in der Natur seine ersten großen künstlerischen Themen („Ave Maria bei der Ueberfahrt“).

Mit seiner geliebten, jugendschönen Frau und seinen vier Kindern (Gottardo, Alberto, Mario und Bianca) zog er 1889 aus der Lombardei ins Engadinerdorf Savognin am Julierpaß hinauf. Hier fand er die durchsichtig-reine, lichtdurchstrahlte Luft und die weißen, herbstschönen Schneegipfel, die nun die geistigen Hintergründe seiner philosophisch-tiefempfundenen Genrebilder wurden („Stridendes Mädchen“, „Auf dem Balkon“, „Pflügen“ u.).

Im August 1894 zieht der Künstler mit seiner Familie noch höher hinauf, nach Maloja (1800 Meter). In der sonnenlichten Einsamkeit der Engadiner Bergwelt fand er noch tiefere Stimmungen, Stimmungen, die unmittelbar